

»Sein Leben endet unter einem klaren
blauen Winterhimmel am 28. Januar 2016
um etwa zwölf Uhr dreißig mittags.«

Es gibt Jungfrauen, Mütter, Huren, bessere Hälften, Diven,
alte Jungfern. Und es gibt: Witwen. Die Einsamen, Übrig-
gebliebenen. Was wird aus ihnen, nun, da sie allein sind?
Wohin mit ihnen?

Als Aleš, ein berühmter und beliebter slowenischer Schrift-
steller und Intellektueller, bei einem Autounfall tödlich ver-
unglückt, ist das Leben von Erica Johnson Debeljak von
einem Augenblick auf den nächsten nicht mehr dasselbe.
Sie wird zur Witwe. Dieses Memoir ist mehr als ein gekonnt
erzählter Trauerbericht oder eine Aneinanderreihung von
Erinnerungen: Indem es höchstpersönliche Erfahrungen mit
den Geschichten mythischer und historischer Witwenfiguren
verflecht, liefert es eine Aufarbeitung und Neubestimmung
einschlägiger Frauenrollen. Denn im Leben einer jeden Frau
»gibt es bestimmte Augenblicke, in denen sie wie die Hand
in einen Handschuh in weibliche Archetypen hineingleitet.«
Mit Sanftheit und brutaler Ehrlichkeit geschrieben, zeugt der
Text von einer allmählich erwachsenden Selbstermächtigung
und Emanzipation. So manche konventionelle Denkweise
wird dabei in ein anderes Licht gerückt.

Ein Buch über Trauma und Trauer und über einen selbst-
bestimmten Übergangsritus von der Ehefrau zur Witwe.

»Es ist lange her, dass ich ein so weises, exquisit geschrie-
benes und ergreifendes Erinnerungsbuch gelesen habe.«

Vesna Goldsworthy

www.verlagshaus-roemerweg.de

€ 22,00 (D)
€ 22,70 (A)

ISBN 978-3-7374-1219-3



Erica Johnson Debeljak

verliebt, verheiratet, verwitwet, verhur

S. Marix Verlag

S. Marix Verlag

Erica
Johnson
Debeljak

verliebt
verheiratet
verwitwet
verhurt

Erica Johnson Debeljak
verliebt. verheiratet. verwitwet. verhurt

Erica
Johnson
Debeljak

**verliebt
verheiratet
verwitwet
verhurt**

Ein Memoir

Aus dem Slowenischen
von Metka Wakounig

Inhalt

Vorwort	9
Erstes Buch: Tamar	12
Zweites Buch: Roop Kanwar	52
Drittes Buch: Judit	96
Viertes Buch: Gertrude	157
Fünftes Buch: Gertrude, die Zweite	182
Sechstes Buch: Orpheus	226

Erica Johnson Debeljak, geboren 1961 in San Francisco, USA, ist eine amerikanisch-slowenische Schriftstellerin. Sie wanderte 1993 nach Slowenien aus, um den Dichter Aleš Debeljak zu heiraten, und begann eine Karriere als Übersetzerin, Schriftstellerin und Kolumnistin. Das Buch *verliebt, verheiratet, verwitwet, verhurt* erschien in Slowenien 2021 und wurde sofort zum Bestseller. Sie lebt und arbeitet in Ljubljana.

Metka Wakounig, geboren 1983 in Klagenfurt/Celovec, wuchs zweisprachig in Kärnten auf und studierte Germanistik in Graz und Bristol. Sie lebt und arbeitet als freie Übersetzerin und Lektorin in Wien. Übersetzte Autor:innen (Auswahl): Stanka Hrastelj, Anja Štefan, Gabriela Babnik, Polona Glavan, Katja Perat, Sebastijan Pregelj, Marjan Rožanc, Marjan Tomšič.

Für Aleš, der mir die Gabe des Schreibens geschenkt hat

Wie liegt die Stadt so wüst, die voll Volks war!
Sie ist wie eine Witwe, die Fürstin unter den Völkern,
und die eine Königin in den Ländern war, muss nun dienen.

Sie weint des Nachts, dass ihr die Tränen über die Backen laufen.
Es ist niemand unter allen ihren Liebhabern, der sie tröstet.
Alle ihre Freunde sind ihr untreu und ihre Feinde geworden.

Klagelieder 1,1-2

Vorwort

Das endlich ist Bein von meinem Bein
und Fleisch von meinem Fleisch.
Frau soll sie heißen,
denn vom Mann ist sie genommen.
Genesis 2,23

Ihr seid ein Fleisch, nicht mehr zwei: zwei Herzen, die wie eines schlagen, zwei Leben, die wie ein vereintes gelebt werden, siamesische Zwillinge, verbunden am Herzen, an den Lenden, am Kopf. Kein Schaden, sondern ein Sakrament.

Doch eines Tages tritt der Schaden ein. Es ist unvermeidbar. Man entkommt ihm nicht: Eine Operation ist notwendig, eine Trennung, eine Vernarbung des Gewebes. Eines Tages wird eines der Herzen aufhören zu schlagen. Ein Fleisch wird verwelken und absterben. Eine Seele wird zu einem reinen Geist, fern und unerreichbar wie Gott selbst, eine Stimme, die nie wieder gehört, ein vertrautes Gesicht, das nie wieder gesehen wird, Lippen, die nie wieder geküsst werden.

Sein Herz, sein Fleisch, seine Lippen.

Und *sie* bleibt allein zurück. Sie, die einst so geliebt hat und geliebt wurde, sie, die im Schutz dieses Sakraments lebte, ist jetzt beraubt, leer, ziellos. Jetzt ist sie der Schaden.

Und es stellt sich die Frage: Was soll man mit ihr machen? Damit? Mit dem übriggebliebenen Stück Fleisch, mit dem lebendigen Stück, dessen andere Hälfte fehlt, das sich jetzt nur noch an die Erinnerung von totem Fleisch klammern kann? Was soll man mit dieser Witwe machen, mit diesem leeren Wesen?

Sie ist ein Problem, eine Bürde.

Sie war schon immer ein Problem und eine Bürde.

Wie sollen wir sie ernähren? Wie sollen wir ihre Kinder erziehen? Wie sollen wir sie vor jenen beschützen, die ihre Situation ausnutzen könnten? Und wie sollen wir sie kontrollieren – sie, die keine Jungfrau mehr ist, sie, die sein Fleisch auf ihrem Fleisch gespürt hat, die jetzt jedoch keinen männlichen Beschützer mehr hat, der ihre weibliche Begierde beherrschen und befriedigen könnte? Wie sollen wir sie zügeln, wie sollen wir sie schützen und damit auch uns selbst? Denn sie kann auf finstere Weise gefährlich sein, sie, die nicht nur die Freude am Sex kennt, sondern auch den Schrecken des Todes. Sie hat ihn aus nächster Nähe gesehen, hat seine kalte Wange an ihrer gespürt, seinen Atem in ihrer Nase. Auch das unterscheidet sie von den anderen. Und vielleicht war in Wirklichkeit sie diejenige, die den Tod über ihre Schwelle gelockt hat. Vielleicht ist sie selbst schuld an dem Unglück, das ihr widerfahren ist. Wer sonst? Wer war sonst so nah? Wessen Leben war sonst so verwoben mit seinem?

Was also sollen wir tun mit diesem gefährlichen Fleisch, das noch lebt, jedoch mit dem Tod befleckt ist? Sollen wir sie mit jemand anderem verheiraten? Oder sie ihrem Vater zurückgeben, falls er noch lebt, damit er wieder ihr Hüter sein kann? Sollen wir sie etwa dem Bruder ihres toten Mannes übergeben oder in die Obhut ihrer erwachsenen Söhne? Oder sollen wir sie einfach verstoßen und das Beste hoffen? Sie am Straßenrand aussetzen, wo ihr und ihren armen Waisen – falls sie das Glück hat, Kinder zu haben – unsere Nächstenliebe zuteilwird oder wo sie, falls sie noch jung und schön ist, ihren nicht länger reinen Körper verkaufen kann, um über die Runden zu kommen?

Aber nein, dann müssten wir sie noch immer ansehen, müssten ihren Tod in unserer Mitte ansehen, über seine Konturen und Konsequenzen nachdenken. Vielleicht wäre es besser, sie einfach vollkommen aus unserem Sichtfeld zu verbannen. Wir könnten sie von Kopf bis Fuß mit der Farbe des Verlusts übermalen, welche Farbe auch immer das ist – in manchen Kulturen Schwarz, in an-

deren Weiß –, ihren Körper und ihr Gesicht mit dem Schleier der ewigen Trauer verhüllen. Doch sie wäre immer noch da, würde weiterhin als Mahnmal seiner und somit unserer Sterblichkeit hier stehen. Wir könnten noch einen Schritt weiter gehen. Könnten ihr die Haare abschneiden, sie ihrer Juwelen berauben, ihrer seidenen Kleidung, ihrer weiblichen Aufmachung. Wir könnten sie in eine besondere Kolonie stecken, hinter die Mauern eines Aschrams oder eines Klosters, wo sie weit weg von den Versuchungen der Welt bliebe und, noch wichtiger, weit weg von uns.

Wir könnten aber auch einen sauberen Schnitt machen: Wir könnten sie ins Grab zu ihrem toten Mann legen, mit seinen anderen Besitztümern, seiner Rüstung und seinen Waffen, seinen Sklaven und Konkubinen, damit auch sie entschlafen, wie er entschlafen ist. Wir könnten eine Prozession veranstalten, eine Feier, oder gar eine neue Religion gründen. Wir könnten ihr noch einmal ihr Brautkleid überziehen, sie auf den Rücken eines schaukelnden Elefanten setzen, neben ihr zum Scheiterhaufen ihres Ehemannes schreiten, wo sie sich hinlegen kann, kraftlos und wunderschön in den Flammen.

Was für ein dramatisches Opfer!

Was für ein romantisches Schauspiel!

Die vollkommene Vermengung von Liebe und Tod, so heiß, so verhängnisvoll! Und wir werden ihr einen Schrein bauen und dort beten, und wir werden sie eine Göttin nennen.

Aber wir haben etwas vergessen. Wir haben mit keinem Wort ihre Trauer, ihren entsetzlichen Kummer, ihr weinendes Herz erwähnt.

Darüber wollen wir schweigen.

Erstes Buch:

TAMAR

In dem Frühjahr, bevor mein Mann starb, baute sich ein Amselpaar nur wenige Schritte von unserem Küchenfenster entfernt ein Nest in der Dachrinne. Wir lebten schon seit fast zwanzig Jahren in diesem Haus, hatten drei Kinder unter seinem Dach großgezogen, die inzwischen schon so gut wie erwachsen waren, doch kein einziges Mal in diesen zwei Jahrzehnten hatten sich Amseln diesen so gut einsehbaren Ort für ihren Nestbau ausgesucht. Einige Paare hatten schon im Efeu an unserer Gartenmauer genistet, doch keinem von ihnen war es gelungen, lebende Nachkommen aufzuziehen, denn die noch nicht ausgebrüteten Eier waren jedes Mal den räuberischen Nachbarskatzen zum Opfer gefallen, die das Efeudickicht problemlos hochklettern konnten.

Die Dachrinne erwies sich als ausgezeichnete Lage sowohl für die Vögel als auch für uns. Sie waren dort in Sicherheit vor den Katzen, die nicht an den glatten Hausmauern hochkamen, und Aleš und ich konnten sie direkt von unserer warmen Küche aus beobachten. In unseren Morgenmänteln und Hausschuhen tranken wir Kaffee, blickten hoch zur Dachrinne und bewunderten die Heimeiligkeit der Vögel, während wir uns über unsere eigenen Kinder, unsere Pläne, über all die Trivialitäten unseres gemeinsamen Alltags unterhielten.

Zuerst kam die unternehmerische Phase: Das unscheinbare, braun gefiederte Weibchen, die Bauherrin, flog hin und her, hin und her, und transportierte in ihrem Schnabel unermüdlich Zweige, Blätter, Gras, sogar Abfallstücke, Plastikteilchen und Ähnliches, aus denen sie eine Unterkunft in Form einer kleinen Schale baute,

indem sie die unterschiedlichsten Bausteine zusammenzog und mit Lehm verklebte. Dann folgte die sesshaftere Phase des Eierlegens und Wärmens, die Zeit des Brütens, des Wartens. Einige Phasen haben wir verpasst: die Balz des Paares, bestehend aus – Aleš las mir laut aus einem Buch über in Slowenien beheimatete Vögel vor – Schrägflügen und nickenden Kopfbewegungen des Männchens, der Revierauswahl durch das Weibchen sowie dem Paarungsakt, bei dem das Weibchen seinen Kopf senkt und die Schwanzfedern hebt, um dem Männchen Zugang zu gewähren.

Aleš war hochofret. Als Dichter, Vollzeitprofessor und öffentlich engagierter Intellektueller beklagte er sich oft, dass er keine Zeit für Hobbys habe, dass er sich nur mit der abstrakten Welt der Worte und Ideen und Bücher beschäftige. Er gärtierte nicht, kochte nicht, ging keiner regelmäßigen körperlichen Ertüchtigung nach, außer Skifahren im Winter. Darin war er ein vollendeter Meister, auf den Pisten stellte er eine mühelose Eleganz zur Schau, nahm die steilsten Hügel sogar rückwärts – seine Version der Schrägflüge –, wovon ich zu Beginn unserer Ehe Gänsehaut bekam, wenn ich, eine Skinovizin und Ehenovizin, mit ihm über die Hänge fuhr. Ein Vogelbeobachter zu sein war eine von Alešs schrulligeren Ideen, und er schaffte es nie, sich diesem Vorhaben voll und ganz zu widmen. Im Laufe der Jahre schaffte er sich mehrere Bücher über Vögel in seinem Heimatland Slowenien an – jenem Land, in das ich zwanzig Jahre davor aus den USA gezogen war, um ihn zu heiraten, um unsere Leben miteinander zu verbinden, wenn schon nicht mit Lehm, so zumindest mit einem ähnlich beständigen Material. Er ging sogar so weit, sich eine CD mit Vogelgesängen zu kaufen und sie sich während der seltenen Momente, in denen er allein zu Hause war, tatsächlich anzuhören. Wenn er von mir oder einem unserer Teenagerkinder in diesem etwas bizarren Zeitvertreib gestört wurde, musste er einen Schwall liebevollen Spotts über sich ergehen lassen. Ein Preis, den zu zahlen er bereit war.

Und schließlich kamen in diesem Frühjahr, dem letzten Frühjahr seines Lebens, die Vögel zu ihm, und während das bunte Treiben ihres häuslichen Alltags und ihr reiner Gesang unsere Morgen belebten, blieb dieses Schauspiel nicht ohne schmerzhaftes Metapher. Nach der Brutzeit schlüpften die Küken aus ihren Eiern. Wir wollten sie von unserem tiefer gelegenen Aussichtspunkt beobachten, doch die Jungen waren so winzig, außerdem nackt und blind, wie Aleš mich wissen ließ, und kauerten so tief in dem schalenförmigen Nest, dass wir sie nicht sehen konnten. Doch wir wussten mit Sicherheit, dass sie geschlüpft waren, denn ihre Eltern gingen in eine Phase ständiger Aufregung über, flogen nicht nur morgens, sondern den ganzen Tag lang aus dem Nest hinaus und mit Wümmern im Schnabel wieder zurück, um mit nickenden Kopfbewegungen ihre Jungen zu füttern. Die Küken wurden immer größer, und bald schon konnten wir ihre kleinen hungrigen Schnäbel über dem Nestrand sehen – auf, zu, auf, zu, unnachgiebig, mehr, mehr, mehr, forderten sie.

Ich nahm einen Schluck Kaffee und sagte zu meinem kochunfähigen Ehemann nur:

Jetzt weißt du, wie es mir geht.

Und so fraßen, wuchsen und gediehen die kleinen Vögel. Zuerst sahen wir nur ihre Schnäbel, später ihre braun gefiederten Köpfchen, dann den oberen Teil ihrer Körper, und ehe wir uns versahen, sprang eines der Küken einfach auf den Nestrand und betrachtete neugierig die Welt hinter den Mauern seines Unterschlupfs. Das Vogeljunge. Dabei spreizte es immer wieder unschlüssig die Flügel und legte sie wieder an.

Oh nein! Es fliegt gleich! Es fliegt gleich!

Es schien unvorstellbar. Unser ältestes Kind, unsere Tochter Klara, war bereits von zu Hause ausgezogen, studierte in Prag. Unser zweites Kind, Simon, war im letzten Mittelschuljahr und plante ein Auslandsjahr als Freiwilliger in Riga. Er würde in wenigen Monaten fortgehen, und Lukas, unser Jüngster, würde ihm bald folgen.

Im Durchschnitt vergehen vierzehn Tage vom Schlüpfen der Amseljungens und dem Verlassen des Nests, und so kam es uns in diesem Frühjahr 2015 vor, als beobachteten wir auf einem Bildschirm vor unserem Küchenfenster eine beschleunigte Stop-Motion-Version unserer eigenen Familie. Was als freudiges Ereignis, als das Wunder des Lebens begonnen hatte, endete mit einem Seufzer des Verlusts und der Einsamkeit. Kurz nachdem der erste Vogel es gewagt hatte, über die weiteren Horizonte der Welt jenseits des Nests nachzudenken, taten es ihm die anderen gleich, und schon bald machten sie kurze Testflüge zur Dachrinne und zurück. Kurz darauf waren sie weg, sie alle, sowohl die Eltern als auch die Kinder. Das Nest blieb natürlich, wo es war, jedoch leer und verlassen.

Die Geschichte war damit allerdings noch nicht vorbei. Eine weitere kleine Tragödie sollte folgen. Wenige Tage nachdem die Amselfamilie vor unserem Küchenfenster verschwunden war, fanden wir auf dem Rasen vor unserem Haus ein totes Küken. Tot im Gras liegend wirkte dieses kleine Wesen viel winziger als damals, als es wagemutig am Rand seines Elternnests gestanden und die ersten furchtlosen Flugversuche in die Welt unternommen hatte. Sein Gefieder war von einem satten Sandbraun zu einer fahlen, trostlosen Farbe verblasst. Die Augen, die hinter geschlossenen pergamentenen Lidern lagen, waren in den winzigen Schädel gesackt. Wir wickelten den leblosen Körper in ein Papiertuch, hielten ihn eine Weile in unseren Händen und warfen ihn schließlich ziemlich unfeierlich in die Mülltonne.

Wie grausam die Natur doch ist, haben wir uns vielleicht nebenbei gedacht, sogar hier in der Stadt, sogar in dieser wohltuenden Wärme des aufkeimenden Frühlings. Damals betrachteten wir uns noch nicht als Teil der Natur, nicht wirklich. Wir fühlten uns unverwundbar.

Die Bibel, das Alte und das Neue Testament zusammen, enthält etwa achtzig Verweise auf Witwen. Die meisten dieser

Erwähnungen sind untersagender Natur, sie geben vor, wie sich eine Witwe zu verhalten hat, wie die Gesellschaft sie behandeln soll, und versuchen dabei, die uralte Frage zu beantworten:

Was soll man mit ihr machen?

Was soll man mit der Witwe machen?

Außerdem kommen Witwen in der Bibel als historische Figuren vor, als Personen aus Fleisch und Blut. Die erste von ihnen, Tamar, taucht schon in Kapitel 38 der Genesis auf, dazwischengeschoben, wie aus einer anderen Geschichte, zwischen zwei Kapitel über Josef – Josef mit dem bunten Rock, Sohn von Jakob und Rachel. Das Kapitel über Tamar hat einen fast schon technischen Aspekt, es scheint nur als Wurzel für den Stammbaum zu dienen, der letztlich zu Jesus führt. Und doch erweist sich Tamar im Laufe ihres kurzen Auftritts als Frau, die wesentlich interessanter ist als nur ein weiblicher Prototyp: Sie beweist Handlungsstärke, Entschlossenheit und Gerissenheit, ungeachtet der Tatsache, dass das Alte Testament mit Beschreibungen und Feinheiten geizt und in seinem kargen Stil dem Leser kaum biografische Details bietet.

Wir wissen etwa nicht, wie Tamar aussieht, ob sie schön ist oder unscheinbar. Wir wissen nicht, wie alt sie ist, als sie Er heiratet, den ältesten Sohn Juda. Wir wissen nicht, wie lange sie verheiratet ist, als ihr Ehemann stirbt. Wir wissen nicht, ob sie ihn in dieser Zeit geliebt hat, ob sie leidenschaftlich war oder verspielt, als er »zu ihr kam«, wie die biblische Rhetorik den sexuellen Akt umschreibt.

Wir erfahren etwas darüber, wie Er stirbt, allerdings in sehr minimalistischen Worten. Gott schlug ihn, weil er böse war, was nicht weiter ausgeführt wird. Wir erfahren nie, wie dieser Prozess vonstatten geht, ob eine Leiche zurückbleibt oder ob Er zu einem Aschehäufchen am Straßenrand pulverisiert wird oder schlicht und einfach verschwindet und nie mehr wiedergesehen wird.

Und so wissen wir auch nicht, ob Tamar den Leichnam ihres Mannes jemals zu sehen bekommt, ob sie ihn beweint, ob sie seinen toten Körper mit ihrem lebenden bedeckt, gebrochen angesichts der Erkenntnis, dass er nicht mehr lebt, dass er nie mehr leben wird. Wir wissen allerdings, dass sie kinderlos ist, als er stirbt, und diese Tatsache ist für ihr weiteres Schicksal entscheidend.

Von der Atmosphäre her ist der Tod meines Mannes dem von Er sehr ähnlich.

Sein Leben endet unter einem klaren blauen Winterhimmel am 28. Januar 2016 um etwa zwölf Uhr dreißig mittags. Sein Tod ist so unerwartet, so plötzlich, so total und schrecklich und unwiderlich, dass es sich anfühlt, als hätte ein rachsüchtiger Gott seine mächtige Hand ausgestreckt und ihn aus seinem irdischen Dasein gerissen.

Dass er in einem biblischen Sinn geschlagen wurde.

Zum Zeitpunkt seines Todes sind jene, die ihm am nächsten stehen – seine Frau und der Großteil seiner Kinder – in der Welt verstreut, weit weg vom Schutz des Familiennests in Ljubljana. Unsere älteste Tochter Klara ist in Prag, unser ältester Sohn Simon in Riga, und ich bin zu Besuch bei meiner betagten Mutter in San Francisco. Nur der sechzehnjährige Lukas ist zu Hause.

Mein Bruder ist derjenige, der mir die Nachricht überbringt. Nachdem ich mit einer Freundin zu Mittag essen war, treffe ich in meinem Elternhaus ein. Es ist etwa drei Uhr nachmittags. Meine Familie – mein Bruder, meine Mutter, die Frau meines Bruders – hat sich im Wohnzimmer versammelt und wartet auf mich, alle sitzen auf dem Sofa. Mein Bruder ist Börsenmakler, und als ich sein Gesicht sehe, so verkniffen und merkwürdig und entsetzt, weiß ich sofort, dass etwas passiert ist. Ich glaube, dass er sein ganzes Geld verloren hat, auf den Finanzmärkten ging es in letzter Zeit ziemlich turbulent zu. Vielleicht hat er auch das Geld unserer

Mutter verloren. Es ist von einem Unfall die Rede. Ich weiß nicht mehr genau, was sie sagen. Alle drei sehen merkwürdig und entsetzt aus. Ich begreife nicht sofort.

Und dann der Satz meines Bruders:

»Er hat es nicht geschafft.«

Er.

Ich habe zwei Söhne und einen Mann. Aber ich weiß sofort, dass Aleš gemeint ist. Ich weiß nicht, wie ich es weiß, aber ich weiß es.

Ich breche zusammen. Auf dem Wohnzimmerteppich in meinem Elternhaus. Ein ausgebleichter Orientteppich. Ein hohler Schrei entringt sich meiner Kehle. Ein barbarisches und unbekanntes Geräusch. Es scheint seinen Ursprung woanders zu haben, nicht in mir, ganz bestimmt nicht in mir. Ich bin auf Händen und Knien, schluchzend, keuchend, aber mein Gesicht bleibt trocken. Keine Tränen, keine Nässe. Ein alles verschlingendes Feuer rast durch meinen Körper, verbrannte Erde, verbranntes Inneres, Panik.

Meine ersten Worte. Ich schäme mich für sie. Mich ekelt vor mir selbst.

Ich werde verelenden, schreie ich.

Ich weiß nicht, woher das Wort kommt. Heutzutage ist es nicht mehr allzu gebräuchlich. Es hat einen archaischen Beiklang, den Gestank von Armenhaus und Schuldgefängnis. Verelendung ist ein Zustand, der Waisen und gefallenen Frauen, Einwanderern, Alten und Ausgestoßenen anhaftet. Es ist ein Zustand, der dauerhafter ist als Armut, eine tiefere Störung, ein Mangel, der nicht nur in der Tasche sitzt, sondern in der Seele.

Denn ich bin arm und elend, der Herr aber sorgt für mich.

(Psalm 40,17)

Und, seltsam, ich weiß es zu dieser Zeit noch nicht, aber es ist auch der Wortstamm des Sanskrit-Wortes für Witwe: *Vidh* bedeutet beraubt, leer, verelendet.

Mein Bruder steht über mir. Er spricht zu mir, doch seine Stimme ist weit weg. Ich habe das Reich des Mythos betreten,

der Tragödie, eine Geschichte, die größer ist als ich selbst, eine ewige Geschichte, die in der Zeit zurückreicht und in der Zeit vorwärtsreicht. Wie Tamars alttestamentarische Welt ist es eine Wüstenwelt, karg, unfruchtbar und kalt, entvölkert, wenige Details, nichts Triviales, eine auf das Wesentliche reduzierte Existenz.

Und wieder diese Stimme, kaum hörbar inmitten des Getöses, inmitten des Chaos in meinem Kopf, widerhallend in meiner riesigen kahlen Welt.

»Wir werden nicht zulassen, dass dir und den Kindern etwas passiert.«

Es ist mein Bruder, der spricht. Seine Worte trösten mich. Sie geben mir Halt. Sie sammeln mich vom Boden auf. Sie klingen bedingungslos, ganz gleich, was für ein dummes Wort das ist, bedingungslos. Nichts ist bedingungslos. Nichts. Mein Glück, meine Identität, mein Leben in einem fremden Land, mein finanzielles Wohlergehen, das meiner Kinder: Alles war abhängig von der Existenz desjenigen, der es nicht geschafft hat.

Mein Liebster, mein Aleš, ich verstehe es nicht.

Wo bist du? Was ist mit dir geschehen?

Ich muss nach Hause. Ich muss zu meinen Kindern. Wir sind alle so weit weg voneinander.

Auch mein Bruder spricht davon. Ich kann schon heute nach Hause fliegen, in ein paar Stunden, wenn er es organisieren kann. Die Direktflüge von Kalifornien nach Europa gehen am Abend. Jemand wird mich begleiten, sagt er, entweder meine Schwester, die schon hierher unterwegs ist, oder die Frau meines Bruders. Ich werde nicht allein sein. Er telefoniert mit der Lufthansa, er telefoniert mit Freunden, die bei mir zu Hause in Ljubljana sind, und versucht herauszufinden, welchen Flug ich nehmen soll, damit ich nicht umsteigen muss. Frankfurt ist zu weit entfernt von Ljubljana. Es gibt keinen Direktflug nach Venedig oder Wien. Die beste Option ist München. Es wird also München.

Ich höre diesen Beratungen eine Weile zu, doch dann sind die Worte nicht mehr greifbar für mich. Ich breche wieder zusammen, diesmal im Vorzimmer, vor der Treppe, die ich eigentlich hochgehen sollte, um zu packen. Ich höre wieder diesen Schrei. Ich spüre dieselbe karge Trockenheit, das Fehlen von Tränen, das Fehlen von Speichel. Meine Schwägerin steht hinter mir und versucht mich aufzuheben.

Mein Bruder steht über mir, spricht in den Telefonhörer, blickt zu mir hinunter. Das Ticket kostet fast dreitausend Dollar. Er fragt nach möglichen Ermäßigungen bei Notfällen, bei Todesfällen in der Familie, beim Todesfall des Ehepartners. Die Person am anderen Ende der Leitung erlässt die Bearbeitungsgebühr in Höhe von fünfzig Dollar. Das ist die erste Begegnung mit Bedingungen, Bestimmungen, Auflagen. Es geht so schnell. Es gibt nicht einmal eine kurze Verschnaufpause zwischen der Nachricht von seinem Tod und der ersten Erkenntnis, dass es, ungeachtet dessen, wie schlimm der Schmerz, wie unvorstellbar die Verzweiflung, wie unmöglich meine Existenz ist, da draußen eine Welt gibt, eine Welt mit Bedingungen und Forderungen, eine Welt ohne ihn, und ich werde darin leben müssen.

Ich fliege allein, sage ich.

Mein Bruder organisiert einen Rollstuhl bis zum Gate in San Francisco sowie einen Rollstuhl am Gate in München.

Ich bin jetzt ein Krüppel. Ich bin eine Amputierte.

Ich werde an beiden Enden meiner Reise von Flugzeugpersonal begleitet und muss nur die elf Stunden dazwischen überstehen, denselben Flug, den ich im Laufe der Jahre schon Dutzende Male in den unterschiedlichsten Kombinationen genommen habe, zuerst nur mit meinem Mann, dann mit einem Baby, dann mit zwei, dann drei. Noch bevor sie gehen konnten, schliefen sie in Bettchen über den Wolken, hoch oben in der sauerstofffreien Atmosphäre, auf einer wundersamen Erdumrundung zehntausend Meter über dem Boden. Als sie laufen lernten, tapsten sie den Gang rauf und runter,

rauf und runter, rauf und runter, und hielten sich dabei mit ihren dicken kleinen Fingern an uns fest, um das Gleichgewicht zu halten, bis Aleš und ich vor Erschöpfung in unsere Sitze fielen. Als Teenager sahen sie sich zwei, drei, vier Filme nacheinander an, wie versteinert starrten sie, wunderschönen Zombies gleich, auf die Bildschirme an den Rückseiten ihrer Vordersitze, hoben ab und zu in Zeitlupe ihre Hände, scrollten durch das Menü und trafen eine Auswahl. Nun kommt eine neue Kombination dazu: dieser Flug, diese Reise, diese sauerstofffreie Heimkehr.

Mein Bruder reicht mir das Telefon, und ich spreche mit meinem jüngsten Kind Lukas und den anderen Menschen, die diese lange Nacht in meinem Haus in Ljubljana durchwachen. Ich kann ihre ausgezehrten Gesichter auf dem kleinen Telefonbildschirm sehen. Sie leben schon mehrere Stunden länger in dieser Realität als ich. Dort ist es nach Mitternacht. Aleš ist seit fast zwölf Stunden tot. Er ist um zwölf Uhr dreißig gestorben, am helllichten Tag, auf einer Straße irgendwo außerhalb von Ljubljana. Es war halb vier Uhr morgens hier in Kalifornien. Ich habe tief und fest geschlafen. Er starb unvermittelt, gewaltsam, doch ich saß nicht kerzengerade im Bett wie die Ehefrauen und Mütter in Katastrophenfilmen, die wissen, dass irgendwo auf dieser Welt etwas Schreckliches passiert ist, dass sie einen geliebten Menschen verloren haben. Mich beschlich keine Ahnung, weder als ich schlief noch als ich wach war.

Es war ein Tag wie jeder andere.

Bis jetzt.

Jetzt ist es ein Tag wie kein anderer.

Sie sagen mir, dass er an den Straßenrand gefahren und aus dem Auto gestiegen ist. Sie sagen mir – ein merkwürdiges Detail –, dass er Matsch an den Schuhen hatte, Matsch an den Autoreifen.

Sie sagen mir, dass er sofort tot war.

Ein Lastwagen hat ihn erfasst.

Ich versuche, ihre Worte mit jeder meiner weinenden Gehirnzellen zu begreifen, ihren Sinn zu erfassen, auf dem Telefonbild-

schirm ihre kleinen Gesichter zu umklammern, die mit ihren kleinen Mündern Worte bilden. Ich muss mich unglaublich anstrengen, unglaublich konzentrieren, um das Telefon in meiner Hand zu halten, um zu sitzen, um Worte zu verstehen und zu bilden, um nicht wieder zusammenzubrechen, um nicht wieder diesen furchtbaren ausgedörrten Schrei loszulassen, der in meiner Brust eingesperrt ist, der an den Gitterstäben rüttelt und wütet, weil er wieder hinauswill. Und während ich mir Mühe gebe, mich zu beherrschen, es zu begreifen, weiß ich die ganze Zeit über, dass keine Information, die sie mir geben, keine Tatsache, die sie mir präsentieren, das Ergebnis ändern wird, und dieses Ergebnis kann ich einfach nicht verstehen. Ich kann nicht verstehen, dass er tot ist, dass er weg ist, dass ich ihn nie wieder sehen werde.

Ich bewege meinen Mund, um Fragen zu stellen. Ich frage, warum er dort am Straßenrand war, wo wollte er hin, was hat er gemacht.

Lukas sagt: »Ich weiß es nicht. Arbeit.«

Meine beste Freundin Ruth fragt, ob ich in letzter Zeit mit ihm gesprochen habe. Sie ist eine Amerikanerin, die einen Slowenen geheiratet hat, so wie ich, und unsere Familien, unsere Ehemänner und unsere Kinder sind seit fast zwanzig Jahren miteinander befreundet. Jede von uns hat drei Kinder, eine Tochter und zwei Söhne. Wir arbeiten beide als Übersetzerinnen, manchmal zusammen. Sie hat vor einigen Jahren begonnen, als Psychotherapeutin zu arbeiten.

Ich habe mit ihm gesprochen, sage ich ihr. Letzten Abend hatte er Gäste, darum haben wir nicht telefoniert, allerdings am Abend davor. Über Skype. Ich trug den Laptop durchs Haus, zu meiner Mutter, meinem Bruder, meiner Schwägerin. Er hat alle begrüßt. Es war eine nette Unterhaltung. Gewöhnlich. Wie jede andere. Nicht wie eine letzte Unterhaltung.

Nicht so, als würde ich das letzte Mal mit ihm sprechen.

Ich kann mich nicht an die Details erinnern.

Sie fragt, ob er während dieses Gesprächs in Ordnung gewirkt habe oder vielleicht deprimiert. Ich blicke in ihr Gesicht auf dem Bildschirm. Sie hat ihren ernsten Therapeutenblick aufgesetzt.

Er schien okay, sage ich, ein bisschen müde, aber okay.

Ich weiß, dass sie etwas suggeriert. Das ist der erste Tropfen. Mein Herz bäumt sich auf gegen diese Unterstellung. Das ist das erste Fünkchen Rage.

Ich frage Alešs jüngere Schwester Polona, ob er auf dem Seitenstreifen überfahren wurde: *hit on the shoulder*. Natürlich meine ich *the shoulder of the road*, den Seitenstreifen. Ich stelle die Frage, ohne nachzudenken, automatisch. Ich versuche zu verstehen, was geschehen ist, aber in einer tiefen, defensiven Nische meines Gehirns ahne ich bereits, dass es von wesentlicher Bedeutung ist, nachzuweisen, dass er keine Mitschuld an seinem eigenen Tod hatte.

... *damit ihr ohne Tadel und lauter seid, Gottes Kinder, ohne Makel ...*
(Philipp 2,15)

»Ja«, sagt sie, »*he was hit on the shoulder*.«

In mir macht sich augenblickliche Erleichterung breit. Das ist eine gute Tatsache. Das ist die erste gute Tatsache bis jetzt. Doch kurz nachdem ich auflege, wird mir bewusst, dass sie mich missverstanden hat. Englisch ist nicht ihre Muttersprache. Sie dachte, ich habe die Schulter des Körpers gemeint. Dass ich wissen wollte, ob der Lastwagen seine Schulter getroffen hat.

Natürlich hat er seine Schulter erwischt.

Es war ein Lastwagen.

Meine Schwester ist inzwischen eingetroffen. Ich habe meine Sachen gepackt. Wir müssen in etwa zehn Minuten los. Wir werden alle zusammen zum Flughafen fahren, danach werde ich allein weiterreisen. Wir bleiben kurz auf dem Sofa im Wohnzimmer sitzen. Meine Geschwister unterhalten sich darüber, wie sehr Alešs Tod dem unseres Vaters ähnelt. Unser Vater ist ebenfalls bei einem mysteriösen Unfall auf der Straße gestorben. Er saß allein im

Auto – einem Porsche, er liebte schnelle Autos. Er fuhr durch die Wüste von Arizona nach Kalifornien. Es gab keine Kollision, kein anderes Auto war beteiligt. Sein Wagen kam einfach von der Straße ab, rollte auf den heißen Wüstensand, fing dabei vielleicht sogar Feuer.

Ich erinnere mich nicht an die Details.

Vielleicht kannte ich sie auch nie.

Die Versicherung vermutete Selbstmord, zahlte letztendlich aber doch. Ich war sechzehn Jahre alt, das jüngste von drei Kindern, wie Lukas, mein Jüngster, der jetzt sechzehn ist. Er war allein zu Hause gewesen, als die Polizei mit der Nachricht an der Tür stand.

Er rief seinen älteren Bruder Simon in Riga an und erzählte es ihm.

Er rief seine ältere Schwester in Prag an und erzählte es ihr.

Er hätte auch mich angerufen, aber die beiden überzeugten ihn, dass mir die Nachricht jemand überbringen sollte, der bei mir war, jemand, der mich auffing, wenn ich fiel.

Die schwelende Rage in meiner Brust regt sich von Neuem, flackert kurz auf und wird schließlich gelöscht von der Zerbrechlichkeit, der Verlassenheit und dem Schock, von der sie umgeben ist. Ich weiß, dass ich den Vergleich zwischen meinem Vater und Alešs Tod ablehne, wie ich grundsätzlich jeden Vergleich zwischen meinem Vater und Aleš ablehne. Ich weiß, dass ich meine Kinder nicht werde trösten können, weil ich dieselbe Erfahrung gemacht habe. Doch sie haben einen hingebungsvollen, liebenden Vater verloren. Mein Vater war nicht da gewesen, seit ich zwei Jahre alt war. Er war lustig, exzentrisch, ein Alkoholiker, bei dem erst später im Leben jene psychische Erkrankung diagnostiziert wurde, die früher manische Depression hieß und die man heute bipolare Störung nennt. Zum Zeitpunkt seines Todes lag seine dritte Ehe in Trümmern. Er war kein hingebungsvoller, liebender Vater. Mein Bruder verachtete ihn, meine Schwester vergötterte ihn, mir war er gleichgültig. Das ist eine jener dunklen Gegenströmungen, die unter der

Oberfläche der drei Geschwister fließen, während sie auf einem Sofa sitzen und sich an den längst vergangenen Tod ihres Vaters erinnern. Es gibt noch weitere: Meine Schwester und ihr Mann brachten Aleš nicht allzu viel Gastfreundlichkeit entgegen, wenn er zu Besuch kam, sie behandelten ihn respektlos, weswegen wir letzten Endes beschlossen hatten, dass es keinen Sinn ergab, wenn er jedes Mal den ganzen langen Weg nach Amerika zurücklegte, nur um meine Familie zu besuchen. Es lagen zu viele Spannungen in der Luft und zu wenig Zuneigung. Auch das wird uns später noch heimsuchen. Ein Tod wie dieser bringt früher oder später alle Unterwasserströmungen an die Oberfläche.

Aber noch nicht jetzt, noch haben wir keine Zeit dafür, keine Kraft. Vorerst bin ich auf das Wesentliche reduziert: auf Schmerz, den nächsten notwendigen Schritt, aufs Überleben. Das ist alles, was ich bin. Das ist alles, was ich in nächster Zeit sein werde.

Tamars Überleben ist durch eine Leviratsehe abgesichert – die Hochzeit mit dem jüngeren Bruder ihres verstorbenen Ehemannes. Diese Schwagerehen waren gang und gäbe in vielen patriarchalen Gesellschaften und solchen mit Clanstrukturen, etwa im Alten Orient oder in islamischen oder nomadischen Kulturen, in Teilen Afrikas und Asiens, vorwiegend in Zeiten und Gegenden, in denen Frauen wenig bis gar nicht wirtschaftlich eigenmächtig waren.

Leviratsehen waren auch in vermeintlich fortgeschritteneren Gesellschaften zu dynastischen Zwecken üblich, etwa im Mittelalter in Europa. Wir erinnern uns an Katharina von Aragon, die erste der glücklosen Ehefrauen Heinrichs VIII. Wir erinnern uns an Hamlets Mutter Gertrude – oh, elende Königin! –, die ihren Schwager Claudius nur wenige Monate nach dem Ableben ihres Mannes heiratete. In einem positiven Licht betrachtet blieben durch diese Ehen Vermögen und Erben in der Familie, und die Witwen hatten dadurch Stabilität und eine